

Sie und Er Frauenmacht und Männerherrschaft im Kulturvergleich

Herausgegeben von Gisela Dölger

1

Zweibändige Materialiensammlung zu einer Ausstellung
des Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde
in der Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln
vom 25. November 1997 bis 8. März 1998

Stadt  Köln

ISBN 3-923158-33-5

© 1997 Rautenstrauch-Joest-Museum Köln
Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Vervielfältigung
und des auszugsweisen Abdrucks, vorbehalten.
Das Copyright für die Abbildungen liegt bei
den Fotografen oder bei den jeweiligen Bildarchiven.

Umschlag: Ausschnitte aus dem Gemälde ›Adam und Eva‹ von Palma Vecchio (um 1480–1528)
Herzog Anton Ulrich-Museum, Braunschweig; Foto: B. P. Keiser
(vollständige Abbildung auf Farbtafel I in Band 2)

Geschlechterdiskurs und Kulturkritik

Oliver König

Der moderne feministisch geprägte Geschlechterdiskurs ist in seinem Kern Herrschafts- und Kulturkritik. Diese Form der Kritik bietet jedoch einige Fallstricke, insofern die Kritik unterirdisch am Kritisierten angebunden bleibt, wenn der eigene Standpunkt nicht bewußt auf seine Position im Feld der Auseinandersetzungen befragt wird. Es werden einige dieser Fallen diskutiert, mit denen sich vor allem die Frauenforschung immer wieder auseinandersetzen mußte und die eine nennenswerte Männerforschung bislang erst in den Ansätzen haben entstehen lassen.

Männlicher und weiblicher Diskurs

Geschlechterforschung war und ist fast ausschließlich Frauenforschung, und zwar sowohl in ihrer traditionellen, noch vorrangig von Männern durchgeführten Form als auch in ihren neuen feministischen Varianten. Den männlichen Forschern des 19. Jahrhunderts war das ›Geheimnis‹ Frau eine Unmenge von Untersuchungen wert, die inzwischen selbst wieder zum Untersuchungsgegenstand einer nun vor allem von Frauen durchgeführten Forschung geworden sind. ›Der Mann‹ kommt in diesen Forschungen, alten wie neuen, fast ausschließlich als Herrschaftsmetapher und Ideologieträger vor, der im 19. Jahrhundert eher aufdringlich überhöht oder milde getadelt wurde, heute jedoch zumeist verdammt wird und von dessen gesellschaftlichen wie diskursiven Zwängen ›die Frau‹ zu befreien sei. Dies ist aufgrund des häufig monströsen Unsinn, der im traditionellen männlichen Diskurs zu finden ist, gut verständlich, führt im heutigen Diskurs jedoch häufig zu holzschnittartigen und stereotypen Charakterisierungen. Als ›geschlechtliches Wesen‹ bleibt ›der Mann‹ dabei auch weiterhin fast völlig ausgespart oder dient als negative Kontrastfolie für den Diskurs über Frauen. In Teilen des heutigen (weiblichen) Diskurses setzt sich damit der projektiv gefärbte (männliche) Diskursstil des 19. und

frühen 20. Jahrhunderts fort, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen, und zwar sowohl was die Akteure als auch die Wertigkeiten angeht, so daß in beiden Diskursvarianten die Aufwertung des einen Geschlechts jeweils mit der Abwertung des anderen Geschlechts verbunden ist.

Zwar gab es auch im männlich dominierten Diskurs des 19. Jahrhunderts Stimmen, die mit der Emanzipation der Frauen eine neue, bessere Zeit kommen sahen, doch es überwog die Vorstellung, daß dies ein Zeichen für den Zerfall von Tradition und kulturellen Werten sei. So stellt sich dieser Diskurs, von heute her gesehen, sowohl als Voraussetzung gesellschaftlicher ›Modernisierung‹ als auch als Kritik an dieser Modernisierung dar. Voraussetzung war er insofern, als mit der Formulierung und Praktizierung starrer Rollenbilder der Geschlechter die Habitusgrundlage für die industrielle und technische Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts gelegt und ideologisch gerechtfertigt wurde (Hausen 1976). Die Kritik an dieser Entwicklung sah wiederum vor allem die familiären Werte und die dazugehörige Praxis des ›ganzen Hauses‹ von dieser Entwicklung überrollt (zum Beispiel Riehl 1855), oder sie versuchte die Möglichkeiten einer Neuformulierung der Geschlechterrollen auf der Grundlage der Freiheitsvorstellungen des 18. Jahrhunderts zu realisieren, bevor diese der Kasernierung des 19. Jahrhunderts anheimfielen (vgl. Honegger 1991).

In der Diskussion der siebziger und achtziger Jahre zeigte sich eine Ähnlichkeit in der Umkehrung. Hauptsächlich von Frauen geführt, aber auch von manchen Männern übernommen, wird das ›gesellschaftlich Böse‹ nun am Mann abgehandelt, Geschlechterforschung wird als

Kulturkritik betrieben. Unter dem Thema ›Geschlecht‹ kann so ziemlich alles kritisiert werden: Kapitalismus, Leistungsprinzip, Rationalität, Umweltzerstörung, Krieg, Gewalt, Sexualität, Moral, Familie, Erziehung usw. Dies erinnert an die Kontroverse über die ›ärgerliche Tatsache der Gesellschaft‹ in den sechziger Jahren, ausgelöst durch den programmatischen Aufsatz des Soziologen Ralf Dahrendorf (1965), die sich heute als Kontroverse über die ›ärgerliche Tatsache des Geschlechts‹ fortsetzt. Ähnlich wie sich in dem damaligen Streit die Idee eines freien Individuums und ein von außen auf dieses Individuum eindringender gesellschaftlicher Zwang gegenüberstanden, wird heute oftmals Geschlecht und Gesellschaft in einen solchen Gegensatz gesetzt. Setzt man für ›Geschlecht‹ ›Frau‹ ein sowie für ›Gesellschaft‹ ›Mann‹, so wird die Ähnlichkeit noch deutlicher. Kennzeichen all dieser Diskurse ist es, daß sie mit fiktiven Entitäten argumentieren, eben zum Beispiel ›Gesellschaft‹ und ›Geschlecht‹, ›Mann‹ und ›Frau‹. Und in der Regel begründet sich die Position, von der aus die Kritik formuliert wird, allein aus der Rhetorik der Opposition und Emanzipation, so daß die gemeinsame strukturelle Einbindung von Kritik und Kritisiertem im gesellschaftlichen Feld als Ganzem verborgen bleibt.

Geschlecht und feministischer Diskurs als soziales Konstrukt

Feminismus, Frauenbewegung und Frauenforschung sind gemeinsam aus ihrer Opposition gegen männliche Vorherrschaft, gesellschaftliche Benachteiligung und Minderbewertung der Frauen entstanden. Ohne diesen engen Zusammenhang von politi-

scher Bewegung und wissenschaftlicher Forschung hätte die Geschlechterfrage nicht in dem Maße in alle gesellschaftlichen Bereiche Einzug halten können, wie das heute der Fall ist, auch wenn sich weite Teile von Wirtschaft und Politik (noch) als relativ unverändert darstellen.

Um sich als Kollektiv-Subjekt überhaupt konstituieren zu können, neigen politische Emanzipationsbewegungen dazu, ihre Identität in Form einer Gemeinsamkeitsfiktion und in der Abgrenzung gegen das Bekämpfte aufzubauen, was ihre Identität allerdings in problematischer Weise mit eben dem Bekämpften verknüpft. Zudem liegt es in der Natur der Sache, daß sich mit den ersten Erfolgen sowohl die politische Bewegung wie die wissenschaftliche Forschung ausdifferenzieren und teilweise auseinanderdriften. Gleichzeitig entwickelte sich eine Art feministisches Milieu und ein feministischer Lebensstil, welche beide aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Spiel um den »Sinn für Distinktion« (Bourdieu 1982) kaum mehr wegzudenken sind.

Aus dieser Differenzierung entsteht im feministisch orientierten Diskurs fast zu jeder These eine Gegenthese, und zwar sowohl nach außen gegenüber Spielarten des männlichen Diskurses wie nach innen gegenüber anderen Fraktionen des feministischen Diskurses. Der Herrschaft der Männer wird die Macht der Frauen gegenübergestellt, dem Patriarchat das Matriarchat, dem ›Penisneid‹ der Frauen der ›Gebärneid‹ der Männer usw. Es verwundert nicht, daß diese Differenzierung auch nicht haltmacht vor den zugrundeliegenden Kategorien von Frau, Mann und Geschlecht, die (de)konstruktivistisch aufgelöst (Butler 1991) werden, was aber auch nicht unwi-

dersprochen bleibt (vgl. Feministische Studien 2/1993). Es machen sich innerhalb der Frauenforschung die gleichen Konfliktlinien bemerkbar wie in den Sozialwissenschaften insgesamt, zum Beispiel zwischen konstruktivistischen Diskursanalysen einerseits und sozialhistorisch-empirisch orientierter Forschung und Theorie andererseits. Dabei hat die Zunahme der Diskursorientierung insgesamt sicherlich zur Reflexivität der Forschung beigetragen, das heißt zur Einbeziehung der eigenen Standortgebundenheit als weibliche Forscherin oder als männlicher Forscher. Vernachlässigt wird aber zunehmend die Frage nach dem Zusammenhang von Diskurs und Sozialstruktur oder sozialer Lebenswelt. Auch ein konstruktivistischer Ansatz in der Frauen- und Geschlechterforschung kommt um eine empirische Überprüfung seiner Ansätze nicht herum.

Das wohl wichtigste Ergebnis der Diskursorientierung bestand in der Überwindung eines naturalistischen Verständnisses von Geschlecht, das nun, wie Gesellschaft insgesamt (vgl. Berger u. Luckmann 1966), als Konstrukt behandelt werden konnte. Ausdruck fand dies in der Begriffsaufteilung von *gender* und *sex* (vgl. McIntosh 1991), das heißt der Unterscheidung zwischen einem biologisch gegebenen und einem soziokulturell konstruierten Geschlecht. Dies inspirierte die Forschung (z.B. Kessler u. McKenna 1978), geriet zugleich aber in die Gefahr, durch die Kategorie *sex* die Vorstellung eines unvergesellschafteten biologisch-sexuellen Körpers neu zu beleben, was durchaus fraglich ist, wie zum Beispiel die Arbeiten von Michel Foucault verdeutlichen. Der Diskurs stellt Differenzen her, wo das Leben nur Übergänge kennt. So verweist die *sex/gender*-Unterscheidung auch wieder auf die

Obgleich unsere Gesellschaftsordnung die Männer begünstigt, bindet sie auch die Männer in diese Struktur ein, und zwar nicht durchgängig als Gewinner. Auf René Magrittes Bild »Die Riesin« (1929/31) ist die Frau

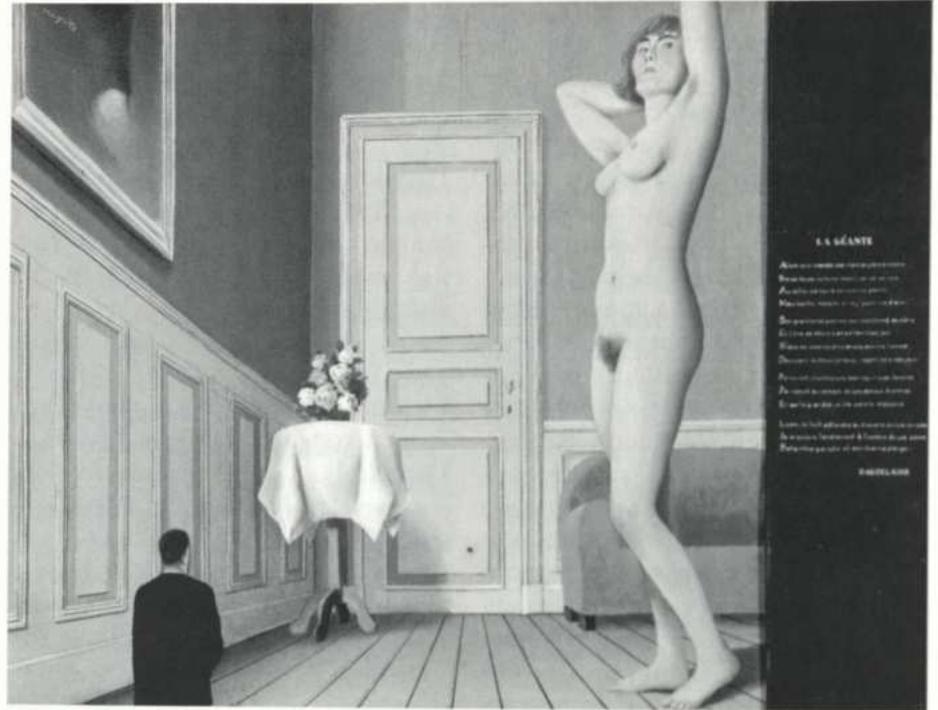
nicht mehr Objekt, sondern Subjekt. Die Bilder, die Männer von Frauen malen, haben oft mehr mit ihnen selbst als mit den Abgebildeten zu tun. Die prekäre Asymmetrie der Geschlechter, die den wahren Kräfte-

verhältnissen nicht gerecht wird, findet hier in der Angstphantasie von der übermächtigen Frau Ausdruck. Museum Ludwig, Köln. Foto: Rheinisches Bildarchiv.

Kultur/Natur-Unterscheidung, die Grundlage der Geschlechterdiskussion des 19. Jahrhunderts war (vgl. König 1990). Und genau wie dort wird auch heute in dieser Unterscheidung implizit Natur als das Unveränderliche, Kultur als das Veränderliche angenommen, eine trügerische Illusion in beide Richtungen.

Männliche Herrschaft, Patriarchat, Ungleichheiten

Vielleicht die einzige Vorstellung, die als entdifferenzierendes Zentrum bislang diesen Differenzierungsprozeß von Begriffen und Konzepten überlebt hat, ist die von der männlichen Herrschaft. Wie diese allerdings begrifflich zu fassen und theoretisch zu erklären sei, ist wiederum nicht nur im feministischen Diskurs umstritten. So meint der Soziologe Niklas Luhmann (1988), daß durch die Festlegung der Frauenforschung auf die »Leitdifferenz« Mann-Frau die Asymmetrie schon in der Begrifflichkeit enthalten sei. Auch die in den Anfängen verbreitete Rede von der Herrschaft des Patriarchats, das heißt die Vorstellung von einem »patriarchalen Gesamtakteur« (Honegger 1991), erübrigte im Grunde genommen jedes weitere Nachfragen, da die Vorstellung von einem Patriarchat als Vorannahme jeder Untersuchung zugrunde lag, quasi objektiviert war. Die Gegenthese vom ursprünglichen Matriarchat, das als friedliche Utopie konstruiert wurde, ließ nicht lange auf sich warten. Beide zusammen verdeutlichen die Eckpfeiler des Dilemmas. Wird in Absehung realer gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse die Macht von Frauen herausgearbeitet, so endet dies in idealistischen Konstruktionen, die zudem noch in weiter Vergangenheit oder im



Mythos eines frühen Matriarchats angesiedelt werden (zur Kritik Türcke 1991). Eine von vorneherein auf Patriarchatsanalyse und -kritik festgelegte Forschung wiederum, die damit männliche Macht angreifen und relativieren will, führt in ihren Grundannahmen fortwährend diese Macht wieder ein. Sie radikalisiert die herrschaftlich geprägte Aufteilung männlicher und weiblicher Lebenswelten, das heißt die Problematik, zu deren Auflösung sie angetreten ist, da durch ein mechanistisches Täter-Opfer-Weltbild die üblichen Rollenzuschreibungen auf der Theorie-Ebene festgeschrieben sind. Auch die Formulierung von der »Mittäterschaft« der Frauen (Thürmer-Rohr 1987) ändert am Grundsatz einer Täter-Opfer-Konstruktion wenig. Zudem impliziert das Konzept eine klassische »patriarchale« Rollenzuweisung, nämlich »die Frau als Retterin«, und den Glauben »an die Möglichkeit, die gesellschaftlichen Verhältnisse qua Weiblichkeit ent-

scheidend zu verbessern« (Hausen 1976: 380). Zu guter Letzt nährt diese Unterdrückungsthese, die einem ähnlich einfachen Muster folgt wie die linke Kapitalismuskritik, die Illusion der Herrschaftsfreiheit. Dies hat einzelne Zweige der Frauenforschung von diesem Modell abrücken lassen (Hausen 1986). Das Grundproblem aber bleibt, und zwar nicht nur für die Geschlechterforschung: Wie kann eine kritische Wissenschaft aussehen, die nicht nur Theorie betreiben will, sondern sich der Praxis stellt, sich aber gleichzeitig in der Kritik nicht zu sehr an das Kritisierte bindet und sich den Blick für das Spiel der gesellschaftlichen Kräfte in seiner Gesamtheit offenhält (vgl. Bourdieu 1993)?

Inzwischen sind in der Frauenforschung verschiedene Ansätze ausgearbeitet worden, die entweder makrosoziologisch von der Organisation gesellschaftlicher Arbeitsteilung oder mikrosoziologisch von der Konstituierung weiblicher Identität aus-

gehen (zur Übersicht Treibel 1993). Und allmählich scheint sich auch das hohe Maß an Selbstreferenz in der Frauenforschung aufzulösen, so daß es möglich wird, auch die Ansätze des sozialwissenschaftlichen (männlichen) *mainstream* zu rezipieren, anstatt eine Art zweite feministische Soziologie als Parallelwissenschaft zu entwickeln. Die dabei auftauchenden Berührungspunkte, unbemerkt einer Art patriarchaler Verführung zu erliegen (oder eine solche vorgeworfen zu bekommen), sind unübersehbar. Beispiele hierfür lassen sich viele aufzählen, im großen wie im kleinen. Dies umfaßt Fragen wie die, ob zum Beispiel Männer einen universitären Lehrstuhl für Geschlechterforschung besetzen oder überhaupt Frauenforschung betreiben dürften. Treffen Männer und Frauen auf Veranstaltungen zur Frauenforschung aufeinander (was selten genug geschieht), so können Meinungsverschiedenheiten oder Kritik der Männer ohne weiteren Argumentationsaufwand einfach durch das Etikett ›androzentristisch‹ ad acta gelegt werden. Hier entpuppt sich der Feminismus als ideologisch anfällig, denn entweder erhebt er einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, dann müßte er sich männlichen Konzepten gegenüber offenhalten und sie zumindest erst einmal wahrnehmen, oder er bleibt partiell, dann wäre eine ›maskulistische‹ Ergänzung gefragt, die aber schon alleine als Begriffsbildung (›maskulistisch‹ als Parallele zu ›feministisch‹) merkwürdig anmutet und die es in einer solchen, bewußt partikular verstandenen Form bislang auch nicht gibt. Wird die männliche Sicht aber von vorneherein als patriarchale Herrschaftsideologie angesehen, sobald sie sich in den Widerspruch begibt, so heißt das nichts anderes, als daß die Frauen halt ohne-

hin recht haben, was jede Diskussion erübrigt. Dies schmälert keineswegs den Verdienst der Frauenforschung, die Geschlechtsblindheit eines großen Teils der sozialwissenschaftlichen Tradition aufgezeigt zu haben.

Mußte dies anfangs gegen die Vorherrschaft des anderen ›Grundwiderspruchs‹, das heißt gegen die einseitige Ausrichtung von Herrschaftsanalyse auf Klassenanalyse und Schichtungstheorie, durchgekämpft werden, so geht es nun darum, die unterschiedlichen Linien sozialer Ungleichheit nicht gegeneinander auszuspielen (vgl. Geißler 1996), sondern in ihrer gegenseitigen Verschränkung und eventuell auch in ihrer Widersprüchlichkeit zu erforschen (Frerichs u. Steinrücke 1993). Innerhalb der Frauenbewegung und -forschung brach dieser Konflikt allerdings nicht so sehr anhand der Kategorie ›Klasse‹ aus, da der Diskurs ohnehin vor allem im akademisch-wissenschaftlichen und intellektuell-politischen Milieu der Mittelschicht ausgefochten wurde, sondern in der Konfrontation mit den Frauen der ›Dritten Welt‹ und deren Vorwurf des Ethnozentrismus gegenüber den Vertreterinnen der westlichen Länder.

Inzwischen macht sich auch die Kategorie ›Alter‹ zunehmend bemerkbar, zum Beispiel in der Irritation, die die nachrückenden Generationen bei der ersten Generation der Frauenforscherinnen auslösen, da Nachfolgeprobleme und -kämpfe nun nicht mehr allein gegenüber Männern, sondern zunehmend auch gegenüber Frauen anstehen. Als letztes hinzugekommen ist die Kategorie ›sexuelle Orientierung‹, die aus dem lesbisch-homosexuellen Milieu und dem Aufstand gegen die ›Zwangsheterosexualität‹ entstanden ist. Diese gleich zu einem Grundwiderspruch

oder zu einer soziostrukturellen Kategorie parallel zu Ethnie, Klasse, Geschlecht und Alter zu erheben, hat wohl mehr mit *political correctness* als mit reflektierter Begrifflichkeit zu tun.

Patriarchen, Tellerwäscher und neue Männer

Im männlichen Diskurs ist es lange Zeit üblich gewesen, den Schwierigkeiten der Selbstdefinition entweder durch den Bezug auf ›übergeschlechtliche‹ Kategorien zu entgehen oder sich einer ›männlichen‹ Identität durch die Abgrenzung von ›der Frau‹ zu vergewissern. Es ist weitgehend üblich, diese projektive Abhandlung der eigenen Geschlechtlichkeit am Bild der Frau nur als männlichen Herrschaftsmechanismus abzuhandeln. Dies verstellt jedoch den Blick darauf, wie diese Abgrenzung in der männlichen Sozialisation entsteht (vgl. Chodorow 1985; Dinnerstein 1979) und welche Zwecke diese Projektionen für die Männer selbst und ihre Einbindung in gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen erfüllen. Die auf dieser Abgrenzung oder Projektion aufbauende Produktion von ›Übergeschlechtlichem‹ läßt sich als zentrales Mittel männlichen ›Selbstzwangs‹ (Norbert Elias) begreifen, der sich zwar als handfester ›Fremdzwang‹ den Frauen gegenüber erweist, aber keineswegs das autonome Individuum hervorbringt, das nicht nur die bürgerlich männliche Wissenschaft verstärkt seit dem 18. Jahrhundert propagiert, sondern auf das auch noch die These von der Herrschaft des Patriarchats nicht verzichten kann.

Die feministisch orientierte Forschung hat sich in ihrer Anfangszeit viel der Erforschung weiblicher

Lebenswelten gewidmet. Einige Energie hat es hierbei gekostet, männlichen Schutt wegzuräumen, neue Materialien zu entdecken oder alte neu zu entdecken und neue Sichtweisen zu entwickeln. Dies erforderte, das angehäuften und vermeintlich eindeutige Wissen zum Geschlecht ›Frau‹ zurückzuweisen. Der Erfolg der Frauenforschung liegt vor allem darin, Frauen von eben dieser Eindeutigkeit und Eindimensionalität des Begriffes ›Geschlecht‹ und den damit verbundenen gesellschaftlichen Zuweisungen befreit zu haben, so daß dahinter die tatsächliche Vielfalt weiblicher Lebenszusammenhänge sichtbar werden konnte.

Entsprechendes steht für männliche Lebenszusammenhänge noch aus. Durch die Fokussierung auf den Herrschaftscharakter der gesellschaftlichen Rolle des Mannes ist die subjektive Seite männlicher Lebenswelten noch weitgehend verschlossen geblieben. Die Forschung hat hier einiges nachzuholen (zur Übersicht August 1985; Hollstein 1988). Dies wird nicht ohne Akzeptanz der schlichten These auskommen, daß nicht nur Frauen, sondern auch Männer gesellschaftlichen Zwängen ausgesetzt sind, eine ziemlich triviale Feststellung, die innerhalb der Geschlechterdebatte aber nur schwer anzuerkennen ist, da sie schnell in den Geruch der Legitimierung männlicher Herrschaft gerät. Dabei spricht sogar einiges dafür, daß zur Schaffung der derzeitigen Geschlechterordnung oder auf ihrer Grundlage dies für Männer in mancher Hinsicht ungleich stärker der Fall ist als für Frauen. Etwas verkürzt ausgedrückt bündelt sich dies in der These: Frauen werden zu Frauen, Männer müssen zu Männern gemacht werden (vgl. Gilmore 1990).

Die oft wiederholte feministische Kritik, dennoch sei auf den zentralen gesellschaftlichen Ebenen weiterhin eine männliche Vormacht zu konstatieren, ist zwar einerseits durchaus zutreffend, gerät aber andererseits in ihrer häufig schablonenhaften Sicht von Gesellschaft sehr in die Nähe genau der Argumentation, mit der im traditionellen männlichen Lebenszusammenhang die Anpassung an die Normen betrieben wird, die Herrschaft in eben diesen gesellschaftlichen Bereichen absichern. Denn die gleiche Herrschaftsstruktur, aufgrund der die Männer weiterhin die Frauen aus vielen gesellschaftlichen Bereichen heraushalten, bindet auch die Männer in diese Struktur ein, und zwar nicht vorrangig als Gewinner. In dem klassischen amerikanischen Bild des männlichen Aufsteigers formuliert heißt das: Es gibt auch unter Männern nicht viele Millionäre, sondern mehrheitlich Tellerwäscher. Zu dieser Herrschaftsstruktur paßt eine Kritik, die darauf besteht, daß zumindest im Vergleich zu den weiblichen Möglichkeiten im Prinzip doch jeder Mann Millionär werden könne, denn auf der Grundlage dieses illusionären Prinzips bauen Herrschaftsmechanismen auf.

Einseitigkeiten der Analyse finden sich gleichfalls in der männlichen Sichtweise auf Männer, auch wenn es sich nicht um klare Herrschaftsideologie handelt. Entweder wird die Übernahme der männlichen Rolle und damit verbundener Rituale ohne Bezug auf den darin auch enthaltenen Herrschaftscharakter dargestellt, oder es entstehen leicht selbstmitleidige, defensive oder schwärmerische Erörterungen, wie dies auch für die Anfänge der Frauenbewegung typisch war. Dazu zählt der größte Teil der ›feministischen‹ Literatur

von Männern, die zumeist eine eindimensionale Patriarchatsanalyse verfolgt (zum Beispiel Pilgrim). Da die Bearbeitung dieser Themen zudem vor allem von Männern vorgenommen wird, die sich sowohl der Problematisierung der männlichen Rolle aussetzen als auch in der Regel nicht in den (männlichen) Machtzentren sitzen, gebiert diese Konfrontation mit männlicher Herrschaft und den durch die Patriarchatsthese implizierten (weiblichen) Schuldzuweisungen nicht selten eine gehörige Portion Selbstverachtung bis hin zu Selbsthaß. Als Kehrseite entstehen daraus idealistisch geprägte Plädoyers für den ›neuen Mann‹, nicht zuletzt deswegen, weil ein großer Teil der neuen Männerforschung in enger Verbindung mit den therapeutischen Kulturen entstanden ist.

So wichtig diese auf Selbsterfahrung ausgerichtete Literatur in einer Phase des Umbruchs sein mag – auch davon legt die frühe Frauenforschung ein gutes Zeugnis ab – so zeigt dies doch auch, daß das Thema Mann noch wenig in den ›harten‹ Bereich der Forschung vorgedrungen ist. Auch hier gibt es wieder eine heimliche Arbeitsteilung, diesmal zwischen der vereinfachenden Form der Patriarchatskritik und der idealistischen Rede vom ›neuen Mann‹. Was erstere nicht sehen will, versucht letztere zu konstruieren und in der Zukunft anzusiedeln, das Bild eines Mannes, der von der traditionellen Rollenzuweisung abweicht. Beide fallen dabei einer hochgradig veränderungsresistenten ideologischen Konstruktion zum Opfer, der Vorstellung eines alle Lebensbereiche durchdringenden einheitlichen Konzeptes männlicher Rolle und Identität.

Pluralisierung und Versachlichung des Geschlechts – Gleichheit und Differenz

Bei aller Kritik ist der feministisch geprägte Geschlechterdiskurs der letzten Jahrzehnte ein unübersehbares Zeichen des Aufbrechens von starren Geschlechterrollen. Es fragt sich, ob mit der Veränderung der Bilder von den Geschlechtern, die – bei einer auf den ersten Blick ungleich erscheinenden Ausgangsbasis zugunsten des Mannes – eine ungleich größere Ausweitung des Spektrums möglicher Entwürfe von ›Weiblichkeit‹ gegenüber denen von ›Männlichkeit‹ bedeutet, nicht etwas vorschnell und einseitig von einer ›Pluralisierung‹ geschlechtlicher Lebensentwürfe geredet wird. Denn zum einen ›wissen‹ wir alle, daß es weiterhin zwei Geschlechter gibt, zum anderen haben sich Männer derart erfolgreich mit ›übergeschlechtlichen‹ Kategorien verbunden, daß es für sie anscheinend bei dieser ›Pluralisierung des Geschlechtlichen‹ wenig zu gewinnen gibt. Dies mag daran liegen, daß der Gewinn nach wie vor mit Statusverlust erkaufte werden muß, wenn zum ›Übergeschlechtlichen‹ das ›Geschlechtliche‹ hinzukommen soll, ein Zeichen dafür, daß der Statuszugewinn der Frauen eher mit ihrem Einbruch in männliche Domänen zusammenhängt und nicht so sehr mit einer Aufwertung der traditionellen weiblichen Rolle und

Lebensbereiche. Die Pluralisierung der Geschlechterrollen stellt sich daher in mancherlei Hinsicht als eine Versachlichung des Geschlechtlichen dar.

Im feministischen Diskurs findet sich diese Problematik in der Debatte um Gleichheit oder Differenz wieder. Anfangs standen sowohl in Forschung wie Politik Gleichheit oder Gleichberechtigung im Vordergrund. Diese Forderungen standen vor dem Paradox, daß bei den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen Gleichheit tendenziell Angleichung an die Männer bedeutete, es aber weiterhin der Feststellung der Ungleichheit bedurfte, um die Gleichheitsforderung aufrechterhalten zu können. Die Betonung der Differenz, verstehbar als Reaktion auf dieses Dilemma, landete schon bald wieder bei der Vorstellung vom ursprünglichen und genuin Weiblichen, die Frau im männlichen Diskurs so lange bekämpft hatte (Pinl 1993). Aufgelöst wird dies in der Vorstellung, »Differenz und Gleichheit der Geschlechter als dynamisches Gleichgewicht aufzufassen« (Hagemann-White 1993: 75). Dies ist vielleicht eine Möglichkeit, um aus dem absolutistisch anmutenden Kategorienkampf zumindest im wissenschaftlichen Diskurs auszutreten, unterschiedliche Sichtweisen nebeneinanderzustellen und die fiktive Trennung in Frauen- und Männerforschung wenn schon nicht aufzuheben, dann zumindest durch eine Ge-

schlechterforschung zu ergänzen. Denn sieht man einmal den derzeitigen Diskurs zur Geschlechterproblematik selbst wieder als Ausdruck der Problemlage, so ließe er sich auch als Festhalten am Problem deuten. Hier hilft nur wenig die Suche nach einem Dritten Geschlecht, wie sie sich zeitweilig im Interesse am Androgynen zeigte oder in jüngster Zeit in der Auflösung von Geschlechtlichkeit im *doing gender*. Die Herstellung einer geschlechtlichen Identität ist isoliert nicht denkbar, sondern auf ein Gegenüber angewiesen und damit in ein gesellschaftliches Feld als Ganzes eingebunden, in das man und Frau nicht nach Belieben ein- und austreten können.

Eine ›Lösung‹ mag paradoxerweise allerdings gerade darin liegen, die Fokussierung des Geschlechterdiskurses auf Geschlecht und die damit eingehandelte Eindimensionalität aufzugeben, Geschlecht also wieder als eine Strukturkategorie neben anderen zu sehen und damit die Gleichsetzung von Person und Geschlecht aufzuheben. Emanzipationsrhetorik und Kulturkritik würden dadurch allerdings ihre prominente Rolle verlieren. Die Aufgabe der Suche nach einer ›reinen‹ Geschlechtsidentität birgt dann aber vielleicht die Möglichkeit einer auch geschlechtlichen Identität, die etwas anderes ist als das alte Lied.